

Von der Sprachgeschichte der deutschen Schweiz und ihrem Sinn

Autor(en): **Greyerz, Otto v.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Jährliche Rundschau des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **23 (1927)**

PDF erstellt am: **29.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-595072>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Von der Sprachgeschichte der deutschen Schweiz und ihrem Sinn.

Von Prof. Otto v. Greyerz.

Die eigene Sprache gehört zu den Selbstverständlichkeiten und gibt den meisten Menschen nichts zu denken. Erst bei der fremden Sprache passen sie auf, geben sich Mühe und denken nach. Daß jeder Mensch, wenn er zu Jahren gekommen ist, eine Sprachgeschichte hinter sich hat, jeder seine besondere, ist nur ganz wenigen bekannt. Und doch hätte man gerade in der deutschen Schweiz Gelegenheit genug, merkwürdige persönliche Sprachgeschichten kennen zu lernen. Hier muß sich jeder, außer seiner angeborenen Mundart, lesend, schreibend, oft auch sprechend mit der deutschen Schriftsprache, manchmal auch mit einer oder sogar zwei Fremdsprachen befassen. Daraus ergeben sich sprachliche Mischungen, Verwirrungen, Zwiespältigkeiten der verschiedensten Art. Das Sprachgefühl schwankt hierhin und dorthin, urwüchsige Mundart erhält sich selten, reines Schriftdeutsch erwerben sich nur wenige besser Geschulte, und diese bleiben auch von den Fremdsprachen meistens nicht unberührt. Wie sich einer durch diesen Sprachenwirrwarr hindurch findet, das eben macht seine Sprachgeschichte aus. Merkwürdig, daß davon in Lebensgeschichten nicht häufiger die Rede ist!

Wie der einzelne, so macht auch die Sprachgemeinschaft eine Sprachgeschichte durch; nicht nur, weil jede Sprache sich unablässig wandelt, sondern weil auch das gesamte Geistesleben, die „Kultur“, sich wandelt. Die kleine Sprachgemeinschaft der deutschen Schweiz hat das, ihrer zwischenstaatlichen Lage und Stellung wegen, ganz besonders erfahren müssen. Zwei geschichtliche Tatsachen ersten Ranges haben ihre naturgemäße Sprachentwicklung unterbrochen: die Aufnahme der neuhochdeutschen Schriftsprache vom 16. Jahrhundert an und der französische Kultureinfluß im 17. und 18. Jahrhundert. Man nehme für einen Augenblick an, diese beiden Tatsachen wären nicht eingetreten, Deutschland hätte sich sprachlich nicht geeinigt und Frankreich wäre nicht zur Vormundschaft über die Schweiz gelangt — was wäre dann geworden? Niemand kann es wissen; das Wahrscheinliche aber ist, daß die Sprachzustände, wie sie im Anfang des 16. Jahrhunderts waren, längere Zeit fortgedauert und sich gleichmäßiger fortentwickelt hätten; das schweizerische Schriftdeutsch,

das zu Zwinglis Zeit bestand, wäre die schriftliche Landes- und also Literatursprache geblieben, der Zwiespalt zwischen Schweizerdeutsch und Gemeindeutsch hätte unser nationales Geistesleben nicht so früh schon gestört, und der Aufschwung unseres Schrifttums im 18. Jahrhundert hätte sich rein in deutscher Sprache, nicht halb französisch, vollzogen.

Doch sehen wir ab von solchen geschichtswidrigen Annahmen, die keine Beweiskraft haben. Halten wir uns an die Tatsachen unserer Sprachgeschichte. Aus diesen geht hervor, daß die deutsche Schweiz trotz der Übermacht ausländischer Spracheinflüsse den zähen Willen zu einer eigenen Sprache behauptet hat. Sie ist heute noch das einzige Land im westlichen Europa, in welchem die angestammte Mundart eine allen Ständen gemeinsame Volkssprache und damit eben eine Volkssprache im alten Sinn geblieben ist.

Bezeichnend für die Kraft des alemannischen Volkstums in der Schweiz ist schon der Widerstand, den die Volkssprache im Mittelalter dem Latein entgegensetzt. Denn schon von der Mitte des 13. Jahrhunderts an, früher als im Deutschen Reich, wird bei uns das Latein der Rechts- und Urkundensprache durch ein dem Volke verständliches Deutsch ersetzt. Ein Sieg des Volksgestes ist es auch, wenn die sonst lateinisch verfaßten geistlichen Spiele bei uns deutsche Gestalt annehmen; so in den zwei ältesten der uns erhaltenen deutschen Kirchenspiele: dem Osterspiel von Muri im Aargau (Anfang des 13. Jahrhunderts) und dem St. Galler Weihnachtsspiel (14. Jahrh.). Selbst mit deutscher Universitätsprache macht die Schweiz den Anfang, indem Theophrastus Paracelsus als Ordinarius für Medizin an der Universität Basel seine Vorlesungen über Chirurgie im Winter 1527/28 in deutscher Sprache hält, also immerhin hundertsechzig Jahre vor Thomasius. Man dürfte übrigens, was Gelehrtensprache betrifft, sogar in die althochdeutsche Zeit zurückgreifen, wo sich die Wertschätzung der Volkssprache wenigstens in einer Ausnahmeerscheinung ankündigt: Notker der Deutsche von St. Gallen (gest. 1022) unternimmt als erster deutscher Prosaisst „rem paene inusitatam“ (etwas kaum Dagewesenes), indem er philosophische und andere lateinische Schriften, darunter den Psalter, in seine Mundart übersetzt. Er verschmäht es dabei nicht, alemannische Volksreime als Beispiele in seiner Rhetorik zu verwenden.

In den Jahrhunderten des erwachenden und fortwährend gesteigerten staatlichen Unabhängigkeitsgefühls besaß die deutsche

Schweiz in der landschaftlich gefärbten oberdeutschen Schriftsprache eine ihrem Wesen und Bedürfnis völlig gemäße Ausdrucksform. In ihr nehmen die gemeindeutschen Volkslieder einheimische Gestalt an. Alles was auf Volkstümlichkeit hinzielt, Ulrich Boners Fabeln („Der Edelstein“, um 1340), die ersten deutschen Chroniken, in Prosa und gereimt, Fastnachtsspiele, biblische Komödien, Selbstbiographien usw., nähert sich dieser Sprachform oder übertreibt auch die mundartliche Verbheit bis zur Unflätigkeit, wie Heinrich Wittenwiler in seinem „Ring“ (zu Anfang des 15. Jahrh.).

Der Schwabenkrieg und sein Ergebnis: die tatsächliche Loslösung vom Deutschen Reich, 1499, steigert das nationale Selbstgefühl und begünstigt die sprachliche Absonderung. Zwinglis Kirchenreform, die von Luthers Bahnen ablenkt, betont auch in der Sprache die Selbständigkeit der reformierten Schweiz. Unter dem Einfluß des Zürcher Reformators entsteht die „Schweizerbibel“, eine selbständige Uebersetzung in schweizerischer Schriftsprache, vollendet 1529. Eine Zeit lang sieht es so aus, als wolle die Schweiz sich gegen die lutherische Einheitsprache abschließen. Diesen verhängnisvollen Schritt verhindert vor allem der Geschäftssinn der großen Basler Druckereien, die auf den Absatz im Reich nicht verzichten können, aber auch der Wunsch gelehrter Schriftsteller, über die Schweiz hinaus geneigte Leser zu finden. Badians Chronik der Aebte (1530), Joh. Keßlers Sabbata (1539), Seb. Münsters Kosmographie (1544), Joh. Stumpfs Schweizerchronik (1548) u. a. passen sich dem neuhochdeutschen Vokalismus an. Die Kanzleien der größern Städte folgen beträchtlich später nach: zuerst die von Basel (1585 durchgeführt), bald darauf die von Schaffhausen, um 1625 die von Luzern, um 1650 die von Zürich, mehrere Jahrzehnte später erst die von Bern. Hier wurde z. B. noch im Jahre 1728 eine Neuauflage des Berner Synodus von 1532¹⁾ mit undiphthongierten langen î, û, ü gedruckt. Es heißt also z. B. (S. 3): „War ist es das üwer Dienst und Gwalt by dem Euangelion nüt anders dann Glyßner macht“ usw. Es heißt Grüel (für Greuel), Hußgenossen (Hausgenossen), syg (sei), ußerwelt (auserwählt) u. dgl. Für die Anpassung der zürcherischen Schriftsprache an das Neuhochdeutsche war die revidierte Zürcherbibel (1665—67) von entscheidender Bedeu-

¹⁾ „Berner Synodus“ heißt die von der Synode der Berner Geistlichkeit 1532 vereinbarte Bekenntnisschrift, enthaltend Glaubensbekenntnis, Gottesdienst- und Predigtordnung.

tung, für die Sprachform der bernischen Predigt ebenso die amtliche Einführung der Piscator-Bibel in Kirche und Schule, 1684. Noch wenige Jahre vorher, 1671, hatte der Berner Rat verordnet, die Pfarrer sollten sich beim Predigen „des ungewöhnlichen neuen Deutsch enthalten.“ Ein halb Jahrhundert später, in der Prädikantenordnung von 1748, mußte er sie davor warnen, sich „einer allzuschlechten, verächtlichen Mundart“ zu bedienen.

Ein anderes Beispiel von Sprachübergang bieten die Selbstbiographien der beiden Platter in Basel: die des Vaters, Thomas, 1572 abgeschlossen, noch ganz alemannisch; die des Sohnes, Felix, 1612 verfaßt, zwar von stark baslerischem Gepräge, aber doch schon, wengleich ohne Regel, mit neuhochdeutschen Diphthongen durchsetzt. Vom Zürcher Katechismus gab es schon 1620 eine Ausgabe mit neuhochdeutschem Vokalismus, daneben aber bis 1700 auch andere mit schweizerischen Vokalen.

Es war ein Durcheinander von Schriftsprachen ohnegleichen. Die meisten Leute, die mit Schriftwesen zu tun hatten, mußten mindestens drei Sprachtypen von einander unterscheiden: die Mundart, die sie sprachen, die Schriftsprache, die sie für gewöhnlich schrieben, und die Drucksprache, die sie lasen oder selber für den Druck schrieben. Nach einer gründlichen Untersuchung der Zürcher Sprachverhältnisse im 17. Jahrh. (von J. Zollinger, Freiburg i. B. 1920) war die Sache noch verwickelter; denn die Schriftsprache (d. h. die Schreibform im Gegensatz zur Sprechform und zur Druckform) zerfiel wieder in die Sprache der Kanzleien und in diejenige außer den Kanzleien; bei der Kanzleisprache aber bestand wieder ein merklicher Unterschied zwischen städtischer und landschaftlicher Schreibart. Unzählig sind auch die Abstufungen in der sprachlichen Gestalt der Volkslieder, die uns aus jener Uebergangszeit erhalten sind; von Strophe zu Strophe sieht man oft die Sprachform wechseln. Unberührt vom Lutherdeutsch, festgewurzelt im Boden der Mundart sind noch die Fastnachtsspiele Niklaus Manuela (gest. 1530), das „Weinspiel“ seines Sohnes Hans Rudolf (1548), der „Weltspiegel“ des Valentin Volk (1550). Der Mundart am nächsten kommen die Fastnachtsspiele, die komischen Szenen in andern Spielen, die scherzhaften oder satirischen unter den Volksliedern und die Bauerngespräche. Auch die volkstümlichen Spiele des Jesuitentheaters, zumal diejenigen der Urschweiz, hielten bis weit ins 17. Jahrhundert hinein an mundartlichen Eigentümlichkeiten fest.

Die Sprachverwirrung, die das Eindringen des Neuhochdeutschen verursachte, dauerte gut zweihundert Jahre und wirkte lähmend auf die dichterische Schaffenskraft. Mit dem gemeinschweizerischen Schriftdeutsch war es aus. Auf der Höhe ihrer Macht, zu Beginn des 16. Jahrhunderts, hatten sich die Eidgenossen im Besitz einer Nationalsprache gefühlt. Stolz beschlossen sie 1510, diese Sprache im diplomatischen Verkehr allein zu gebrauchen: „man solte fürahin allen herren in guot eidgnossischer sprach schriben,“ also weder französisch noch lateinisch. Das war aber nicht lange möglich. Nicht nur ihr Sprachgefühl war gestört, auch ihr Machtgefühl war erschüttert. Die Niederlage von Marignano (1515), der ewige Friede und Goldvertrag mit Frankreich (1516 und 1521), das Sonderbündnis der fünf katholischen Orte (1524) und der Kappelerkrieg (1529—31) waren ebensoviele Stöße gegen das Ansehen und die geschlossene Einheit der alten Eidgenossenschaft. Der Ausgang des Kappelerkrieges machte auch der geistigen Vormachtstellung der Reformierten ein Ende. Erst nach dem Toggenburger-Krieg (1712) wurde sie zurückgewonnen.

Das war denn auch der Zeitpunkt, wo für den geistigen Aufschwung der Schweiz, auch auf dem Gebiete des Schrifttums, die Bahn frei war. Eine neue Schriftsprache freilich hatten wir noch nicht, aber wir waren daran, sie uns anzueignen; es konnte keine andere sein als die Literatursprache Deutschlands. Man kannte sie aus Büchern, nicht aus lebendigem Gebrauch. Selbst ein Albrecht Haller, der doch zwei Studienjahre in Deutschland verbracht hatte, glaubte bekennen zu müssen: „Ich bin ein Schweizer, die deutsche Sprache ist mir fremd.“ Gleichwohl wagte er deutsch zu dichten, und sein „Versuch schweizerischer Gedichten“ (1732) erscheint uns heute als die erste dichterische Tat des sich ermannenden deutschen Sprach- und Stammesgefühls. Es war, wie Goethe, ohne sein Wort auf die Schweiz zu beziehen, richtig erkannte: „der Anfang einer nationalen Poesie.“ Auch Bodmer, dem, wie den meisten Schweizern, der lebendige deutsche Sprachgebrauch abging, war dieser Mangel bewußt. Von seiner Milton-Übersetzung, die im gleichen Jahre wie Hallers Gedichte herauskam, urteilte er selbst, sie sei schweizerisch; erst von der zweiten Ausgabe (von 1740) glaubte er sagen zu dürfen, sie sei deutsch. Bekannt genug ist, wie sehr seine Sprache von Gottsched in Leipzig bemängelt wurde. Es scheint mir kein Zufall, daß eine leichtere Handhabung der Schriftsprache sich im 18. Jahrhundert

gerade bei denjenigen Schweizern findet, die eine Zeit lang in Deutschland gelebt oder im Verkehr mit Deutschen gestanden haben : außer Haller betrifft das z. B. Salomon Geßner, der ein Jahr in Berlin und Hamburg verbrachte, ehe er seine erste Idylle dichtete ; Lavater, der in jungen Jahren zweimal Deutschland bereifte ; Ulrich Bräker, der sein Deutsch im preußischen Heer gelernt hatte ; den Dichter Salis-Seewis endlich, der im Umgang mit reichsdeutschen Hauslehrern aufgewachsen war. Sie alle hatten deutschen Sprachgeist aus lebendiger Quelle geschöpft, nicht bloß aus Lehrbüchern und andern Schriftwerken.

Die Namen Haller, Bodmer, Geßner, Lavater, Pestalozzi, Bräker, Salis reichen allein schon hin, die Tatsache zu beleuchten, daß die deutsche Schweiz den Anschluß an das gemeindeutsche Schrifttum gewonnen hatte und ihren Platz darin mit Ansehen behauptete.

Zur sprachlichen Einheit kam es gleichwohl nicht. Eine neue Zweisprachigkeit störte abermals die vorgezeichnete Entwicklung. In der westlichen Schweiz, in Bern besonders, war sie längst schon eine Tatsache. Seit dem Frieden von Münster (1648) in aller Form vom Reiche gelöst und durch Bündnisse und Soldverträge immer fester mit Frankreich verstrickt, war die Schweiz immer mehr dem französischen Kultureinfluß erlegen. Aus langjährigem Solddienst in französischen Heeren brachten die Offiziere den französischen Sprachgebrauch in die vornehmen Kreise deutscher Städte der Westschweiz. Die französische Literatur, der Deutschen des 17. Jahrhunderts weit überlegen, tat das Übrige. Wer gebildet und schöngeistig schreiben wollte, bediente sich des Französischen. Der Berner Beat Ludwig v. Muralt, französisch gebildet, aber ein deutscher Charakter und seines deutschschweizerischen Volkstums bewußt, schrieb seine Briefe über die Engländer und Franzosen (1695 entstanden und 1725 gedruckt) notgedrungen in französischer Sprache ; und doch bedeuteten sie im Grunde eine Auflehnung gegen die Vorherrschaft des französischen Geistes. In derselben Stadt Bern, wo Haller deutsch schrieb und eine „Deutsche Gesellschaft“ (1739—47) sich grundsätzlich um Hebung der deutschen Schriftsprache bemühte, schrieben und dichteten die fähigsten und aufgeklärtesten Köpfe immerfort französisch : Samuel Henzi, der Satiriker, Julie Bondeli, die ausgezeichnete Brieffstellerin, der vielseitige Gelehrte Joh. Rudolf Sinner, der nebenbei auch Goethes „Werther“ dramatisierte, der Lyriker Sigismund v. Lerber, der weltbürgerlich gerichtete Karl Viktor v. Bonstetten, der Landpfarrer

Emanuel Salchli; nicht alle taten es aus Voreingenommenheit für Frankreich, sondern weil sie das Deutsche nicht genug beherrschten. Die Literatenmode des Französisch-schreibens war übrigens weit über Bern hinaus verbreitet. Man denke an Besenval von Solothurn und seine „Mémoires“, an Jakob Meister von Zürich und seine „Etudes sur l'homme“, an Joh. v. Müllers „Essais historiques“. Mit Zellweger von Trogen wechselten Bodmer von Zürich, Sulzer von Winterthur und Lauser von Bern häufig französische Briefe, wie anderseits M. Füssli mit C. Hirzel, oder J. H. Meister und J. Wegelin mit Bodmer und Breitinger usw., obgleich sie alle im Deutschen daheim waren.

Ein völliger Umschwung kam erst mit dem Zusammenbruch der alten Schweiz von 1798 und der französischen Fremdherrschaft. Auf einen Schlag verstummte das Französische, wenn nicht gleich als Gesellschaftssprache des Patriziates, so doch in der Literatur. Das deutsche Sprach- und Stammesgefühl raffte sich auf und brach sich Bahn, und zwar bezeichnenderweise in der Form, die alles Volk verstand: in der Mundart. Gebildete Volksdichter gingen voran, Geistliche zunächst: Jost Ineichen und J. Bernhard Häfliger in luzernischer, G. J. Ruhn in bernischer Mundart; dann auch Sänger aus dem Volk und Gelehrte. Die deutschen Freiheitskriege, der Sieg der Verbündeten über Napoleon, die wachsende Geltung der deutschen Nationalliteratur, das unschätzbare Geschenk Schillers an die Schweiz: sein „Wilhelm Tell“, endlich der verbesserte Sprachunterricht in der Volksschule — das alles vollendete die Rückkehr der deutschen Schweiz zum Geistesleben des großen Mutterlandes und zum endgültigen Anschluß an die deutsche Gemeinsprache. Ein bezeichnendes Ereignis war es, daß zwei Berner Patriziersöhne, die Brüder Karl Ludwig und Rudolf Wurstemberger, beide in österreichischen Kriegsdiensten ausgebildet, sich in waterländischen Dramen (1819—22) zur deutschen Sprache bekannnten. In der erzählenden Prosa traten zwei Zürcher, Ulrich Hegner und David Heß, hervor; fast gleichzeitig mit ihnen die Begründer der Berner „Alpenrosen“ (1811—30) Joh. Rud. Wyß und Gottl. Jak. Ruhn. Ihre Geschichten, aus dem heimischen Volksleben der Gegenwart oder der Vergangenheit geschöpft, sind in einem säuberlich gepflegten, etwas farblosen Deutsch geschrieben, dem man die gute Schule der klassischen Vorbilder anmerkt. Ein stark schweizerisches Gepräge hat ihre Sprache nicht. Das kam erst mit Jeremias Gotthelf in unsere Schriftsprache.

Seine geniale, um klassische Reinheit unbekümmerte Sprachgewalt schuf sich, und zwar gleich in seinem ersten Werk, dem „Bauernspiegel“ (1836), einen eigenen, nie dagewesenen Stil: eine wesentlich aus dem Berndeutschen heraus empfundene Schriftsprache, die zwischen verbstem Dialekt und reiner Hochsprache auf und ab wandelt, in direkter Rede den Volksmund meist unverfälscht wiedergibt, in indirekter dagegen Mundart und Schriftdeutsch vermischt, um sogleich wieder, wenn Inhalt und Stimmung es verlangen, den sachlichen Ton der reinen Erzählersprache aufzunehmen. Gotthelf ist nicht nur der erste unter unsern neuzeitlichen Dichtern, der sein Schriftdeutsch mit Wörtern, Redensarten und Satzfügungen aus der Mundart sättigt; er ist auch der erste Erzähler, der es wagt, seine Personen ihre tiefsten, frömmsten Empfindungen in der Mundart ausdrücken zu lassen. Er wie kein anderer hat die verachtete Volkssprache durch die Würde der Dichtkunst geadelt und ihr als Kunstmittel höhere Bedeutung verschafft. Durch ihn ist mittelbar die mundartliche Prosaerzählung ins Leben gerufen und das auf ihn folgende Dichtergeschlecht ermutigt worden, die Mundart auch ins ernste Drama einzuführen. In ihm und durch ihn ist der schweizerische Sprachgeist wieder mündig geworden; er braucht sich auch in der Schriftsprache nicht mehr zu verleugnen.

Gotthelf hat Schule gemacht; aber nachahmen ließ sich seine willkürlich gemischte, grammatisch vielfach unreine, im Klang oft harte Sprache nicht. Das Geschlecht, das neben ihm aufwuchs, entwickelte ein strengeres und feineres Stilgefühl, ein für Schönheiten der Lautwirkung und des Tonfalls geschulteres Ohr. Der lebendige Spracheinfluß deutscher Dichter und Sprachgelehrten, die, besonders seit 1820, als politische Flüchtlinge oder aus Begeisterung für die Schweiz unser Land aufsuchten, fing an sich geltend zu machen. Man denke an Heinrich Zschokke, Jos. v. Görres, Jos. Frhrn. v. Laßberg, Joh. und Thomas Scherr, Gottfried Kinkel, J. Fr. Kortüm; andere gewannen als deutsche Sprachlehrer an unsern Hoch- und Mittelschulen unmittelbaren Einfluß auf die Sprache der heranwachsenden akademischen Jugend: in Aarau August A. Follen, Wolfgang Menzel, Ernst L. Rochholz, Heinrich Kurz, in Basel Wilhelm Wackernagel, in Schaffhausen M. W. Gözinger, in Grenchen Karl Mathy. Es reifte ein Geschlecht von Akademikern heran, das gelernt hatte, zwei Sprachgefühle auseinanderzuhalten: eines für die Mundart und eines für die gemeindeutsche Schriftsprache. Auch lockte es die

jungen Dichter immer mehr aus der Enge der heimatlichen Stoff- und Leserkreis in die Weite der gesamtdeutschen Sprach- und Ideengemeinschaft hinaus, wo die Mundart als Hindernis und Stilwidrigkeit empfunden wurde.

In dieser Zeit bildet sich Gottfried Keller zum Dichter aus. Er ist der erste, der mit schriftstellerischen Plänen jahrelang in Deutschland weilt (1848—50 in Heidelberg, 1850—55 in Berlin) und den Geist seiner Sprache aus vielseitigem, anregendem persönlichem Verkehr in sich aufnimmt. Doch wurzelt er viel zu fest im eigenen Charakter und im Wesen seines Volkes, als daß er sich verlieren könnte. Im Gegenteil, er findet, wie herausgefordert durch den Geist der Fremde, sich selbst und seine Bestimmung: dem schweizerischen Schrifttum ein Führer zu sein zu dichterischer Ausprägung des Nationalen in geläuterter Kunstform. In Kellers Sprache hat das Streben nach Anschluß an die große deutsche Literatur Erfüllung gefunden. Es war eine innere Forderung der Zeit, einer Zeit des wiedergewonnenen nationalen Hochgefühls im neu gestifteten Bunde. Vergleicht man Kellers Sprache mit der urwüchsigen, von der Gesundheit der Mundart strotzenden Gotthelfs und der adligen, jede Röte des angestammten Blutes sich verbietenden Conrad Ferdinand Meyers, so erkennt man, daß er zwischen beiden, doch schon näher bei seinem Landsmann Meyer steht. Unsere neueren Dichter folgen mehr oder weniger bewußt und bestimmt diesen drei Stilarten: die einen, ganz vom angeborenen Sprachgefühl geleitet, schreiben reine Mundart oder ein von Mundart gesättigtes Hochdeutsch, die andern meiden im Gegenteil jeden Anklang an sie oder spielen nur (wie Spitteler) gelegentlich mit ihr; die meisten aber befehlen sich eines natürlich und wohlklingenden reinen Deutsch, ohne doch in Einzelwörtern, Redensarten und Satzgebilden die Mundart zu verleugnen und sich der Vorteile zu begeben, die ihr unerschöpflicher Reichtum dem Künstler bietet. Nicht wenige endlich, wie Gfeller, Reinhart, Suggenberger, v. Tavel, Lienert, Dominik Müller, Paul Haller u. a. schreiben abwechselnd in Mundart und Schriftsprache. Die Wahl der Sprachform ist in hohem Grade durch den Leserkreis bestimmt, für den man schreibt. Die Mundartdichtung dringt kaum über den engen Kreis der Sprachgenossen hinaus, die hochdeutsche ist der ganzen deutschen Sprachgemeinschaft zugänglich.

So hat denn die deutsche Schweiz im Laufe des 19. Jahrhunderts die Sprache, die sie braucht, gefunden. Das lutherische Neudeutsch,

das sie im 16. und 17. Jahrhundert als eine Zwangsjacke empfand, in der ihr Geist nicht atmen konnte, ist ihr zu einem Kleid geworden, das sie zwar nicht nach jeder Mode, aber bequem und nicht ungerne trägt. Den Hausrock der Mundart hat sie sich darum nicht nehmen lassen, sondern neu gefüttert und ausgestaffiert.

Die Wandlungen unserer Sprachgeschichte, die wir gezeichnet haben, gehören im wesentlichen dem literarischen Gebiete an. Die mündliche Sprache, also die Sprache im eigentlichen Sinn, zumal die Alltagsprache des Volkes, zeigt sich viel beharrlicher. Nicht nur ist die Mundart durch all die Jahrhunderte — wenn wir bloß von der Verwelschung des städtischen Patriziates absehen — sich selber treu geblieben, sondern sie behauptet auch in der Aussprache des Schriftdeutschen ihr Recht. Hier ist ein Anschluß an die mündliche Norm der sog. deutschen Bühnensprache noch lange nicht zu erwarten. Gegen die Stimmhaftigkeit der norddeutschen b, d, g, w und f besonders und gegen den Tonfall der gebildeten Umgangssprache Deutschlands sträubt sich die mundartliche Gewohnheit mit aller Macht. So wird es denn noch lange von uns Schweizern heißen: Deutsch schreiben können sie, reden nicht.
